

DIRK TEUBER

Eine Verbindung vom Leben in den Tod schaffen – neben Pfarrern übernehmen auch viele freie Trauerredner diese Aufgabe. Im Interview spricht Trauerrednerin Anneli Klostermeier-Fehr über ihren Beruf.

Berliner Morgenpost: Warum eigentlich „Trauerrede“? Ist es nicht eigentlich eine Rede über das Leben?

Anneli Klostermeier-Fehr: Eine gute Frage, denn es stimmt, die Trauerrede ist eine Rede über das Leben des Verstorbenen. Und „auf das Leben“ an sich, denn alle Anwesenden werden bei einer Trauerfeier automatisch auch mit der Frage nach dem eigenen Leben konfrontiert. Wie will ich leben, bevor ich sterbe? Von jedem gelebten Leben kann man sich auf diese Frage ein kleines Stück Antwort mitnehmen, einen Abgleich zu seinem eigenen Leben machen.

Zum Leben gehören immer schöne und schwere Zeiten, lustige und traurige. Alles wird würdevoll, liebevoll benannt. Und auch benannt wird die Trauer der Angehörigen, der Anwesenden über den Abschied: über das vor ihnen liegende Leben ohne diesen Menschen, vielleicht Ungesagtes, Ungeklärtes – so tröstlich wie möglich.

Eine Trauerrede ist ebenso ein Ritual, ein sehr wichtiges auf dem Weg zur Bewältigung der Trauer und zum Begreifen des Todes. Sie beschreibt nach einem ausführlichen Vorgespräch mit den Angehörigen sehr persönlich und individuell das Leben des Verstorbenen, das Wesentliche und Besondere, Einzigartigkeit dieser Person.

Wie sind Sie Trauerrednerin geworden?

Viele in der Branche, die mit Sterben, Tod und Trauer zu tun haben, haben eine eigene Erfahrung mit dem Tod eines geliebten Menschen gemacht, die sie dazu bringt, sich mit diesem Thema zu beschäftigen. Das war auch bei mir so. Mein Vater starb an Krebs, als ich Mitte 20 war, und ich fühlte mich damals allein, so sehr unbegleitet.

Ich hätte gerne mehr über die normalen Vorgänge und Abläufe beim Sterben und über dieses Gefühl Trauer gewusst – das hätte vieles weniger schmerzhaft gemacht und begreiflicher. Ich habe selbst erlebt, dass eine schlechte, unpassende oder fehlende Abschiedsfeier und -rede noch zusätzlichen Schmerz verursachen kann. Ich möchte, dass dies immer weniger Menschen erleben müssen. Und ich hätte auch gerne mit jemandem über meinen Vater, sein Leben und sein Sterben geredet, einem neutralen Außenstehenden, der sich mit Trauer und Tod auskennt.

Jahre später hat mich dieser Themenbereich „Sterben, Tod und Trauer“ plötzlich angezogen



Eine gute Trauerrede orientiert sich am Verstorbenen und an den Angehörigen. FOTO: GETTY IMAGES

„Die Nähe ist ein Geschenk“

Trauerredner würdigen das Leben eines Verstorbenen. Der Beruf ist eine Berufung, sagt die Berliner Rednerin Anneli Klostermeier-Fehr

und interessiert, ich wollte mehr darüber wissen. Ich habe dann eine Ausbildung zur ehrenamtlichen Sterbebegleiterin gemacht und Sterbende begleitet. Danach kam ein Praktikum bei einem alternativen Bestatter. So lernte ich die Abläufe auf dem Friedhof kennen, hörte Pfarrer und Pfarrfrauen sprechen, aber auch Redner und Rednerinnen – gute und schlechte.

Hilfreich ist mein erlernter Beruf als Dramaturgin – auch am Theater werden Leben erzählt mittels Text, Musik und Ausstattung. Mein Großvater war Pfarrer, vielleicht habe ich auch deshalb eine gewisse Affinität zu diesem Bereich geerbt – also was existenzielle Themen, Seelsorge, Begleitung betrifft.

Für mich ist der Beruf der Trauerrednerin wirklich eine echte Berufung – weil ich hier so nah am Leben und den Menschen bin wie nirgendwo sonst. Hier habe ich das Gefühl, alle meine Begabungen und Erfahrungen sinnvoll und nützlich einbringen zu können.

Was zeichnet eine gute Trauerrednerin aus?

Ich finde, es ist diese Mischung aus vielen Eigenschaften. Ein Interesse am Menschen muss bestehen, auch Empathie und Neugier. Ebenso ist eine angenehme Stimme, ein gutes Sprachgefühl hilfreich. Und Lebenserfahrung. Es erfordert Offenheit, einen liebevollen Blick auf den Verstorbenen und Herzenswärme.



Anneli Klostermeier-Fehr hält Trauerreden in ganz Berlin.

FOTO: A. KLOSTERMEIER-FEHR

Wie nähert man sich dem Verstorbenen an, wie schreibt man eine Trauerrede?

Mit all meinen Sinnen genau wahrnehmen, „zuhören“ – von der ersten Kontaktaufnahme, dem ersten Telefonat bis zur Feier. Es ist wichtig festzustellen, was zuerst gesagt wird. Manchmal kommt die entscheidende Information für die Rede aber auch erst ganz am Schluss, wenn ich schon in der Tür stehe, keine Notizen mehr mache, wir nur noch plaudern. Manchmal ist es ein Lieblingsgemälde, das mir noch eben schnell gezeigt wird, das die Tochter als einziges aus der Wohnung der Mutter mitgenommen hat. Mal ein Foto aus der Jugend. Mal ein Musikstück, das die Verstorbene sich selbst gewünscht hat. Mal ist es ein Blick in den Garten, ein Platz, wo derjenige am liebsten saß, ein Apfelbaum.

Weiterhin achte ich auf Momente, die die Angehörigen

selbst besonders berühren, und Momente, die mich besonders berühren, ein Gänsehautmoment, eine besondere Formulierung, ein Bild, das in mir bleibt. Am Ende webe ich alle Informationen, die ich auf unterschiedlichsten Kanälen bekomme, mit viel Liebe und Sorgfalt zu einem Gesamtbild zusammen.

Besonders betont wird alles, was Sinn stiftet, eine Verbindung auch über den Tod hinaus schafft. Während des Erstellens der Rede muss ich sowohl einen Blick fürs große Ganze als auch für Details haben, das Wesentliche eines Lebens herausfinden.

Ich vergleiche meine Arbeit gerne mit der eines Bildhauers, der aus Worten, aus Text ein Porträt herausmeißelt. Es ist ein kreativer, intuitiver Prozess in vielen verschiedenen Phasen. Ich gehe mit „meinem Verstorbenen“ eine Woche lang intensiv mit.

Wie geht man mit dieser Nähe um? Die große, intensive Nähe in dieser besonderen Zeit achte ich mit großem Respekt, Verantwortungsgefühl. Und Dankbarkeit, denn sie ist ein Geschenk.

Ich begegne durch meine Arbeit den unterschiedlichsten Menschen, den verschiedensten Lebensgeschichten. Dabei entdecke ich immer wieder, wie ähnlich wir uns doch alle trotz der äußeren Unterschiede sind. Der Tod ist für mich nichts Erschreckendes, Falsches, Furchtbares mehr. Die Akzeptanz des Todes, genau so, wie er war, ist eine Voraussetzung für meine Arbeit. Aber ich lasse auch viel Energie bei einer Trauerfeier, weil sie eine große Präsenz erfordert. Dann brauche ich eine Pause, auch um „meinen Verstorbenen“ loszulassen.

Wie wichtig sind bei einer Trauerfeier Orte? Sind Sie immer auf dem Friedhof?

Nicht immer. Ich habe schon Reden im Schrebergarten-Vereinshaus, in Gärten und in einem Café einer Galerie gehalten. Es ist eine andere Atmosphäre als in der Friedhofskapelle, die Urne und Beisetzung als Abschluss fehlen. Diesen Abschluss finde ich dann gemeinsam mit den Angehörigen für die jeweilige Situation. Manchmal ist das auch ein Ritual, zum Beispiel Zettel mit Botschaften für den Verstorbenen zu verbrennen oder einfach zusammen zu essen und zu trinken und dabei Fotos des Verstorbenen anzugucken.

Die Gesellschaft ist im steten Wandel. Ändert sich auch der Umgang mit dem Tod?

Wenn es um die Trauerrede geht, so hat sie keine vorgegebene, vorgeschriebene Form, jeder Redner, jede Rednerin macht sie anders. Der Auftrag einer Trauerrede bleibt – wie die Gefühle rund ums Sterben – immer gleich, zeitlos. Die meisten Angehörigen, die Redner buchen, wünschen sich explizit kein Pathos. So darf man auch mal informell sein, duzen, wenn es denn zu der Familie und dem Verstorbenen passt. Die Formen der gesamten Trauerfeier dagegen ändern sich schon, sie werden immer individueller. Es muss nicht mehr immer Schwarz getragen werden. Die Musik darf laut, wild sein. Alles ist möglich.

Auch ist festzustellen: Es gibt viele neue, begrüßenswerte Entwicklungen im Umgang mit Sterben, Tod und Trauer. In meinem Netzwerk www.nachwelt.berlin laden wir zu Diskussionen darüber ein.